

Frau und Familie in der Bundesrepublik Deutschland

Von Franz Greiner

Wie immer man Familie definiert – religionsgeschichtlich oder sozialwissenschaftlich –: sie besteht aus Vater, Mutter und Kind(ern), wobei das Elternpaar in der Regel durch die Institution Ehe verbunden ist. Fehlt ein Elternteil, so spricht man von unvollständiger Familie; haben die Kinder Haus und Familie verlassen, von Gattenfamilie. Kernfamilie, Kleinfamilie, Großfamilie, generationale Familie, Gefährtenfamilie – immer ruht die Familie auf drei Säulen. Eine kinderlose Ehe ist keine Familie. Im Gegensatz zur Ehe bildet die Familie keine Rechtsgemeinschaft, sondern eine natürliche Gemeinschaft, deren Mitglieder zueinander und zu dritten in selbständigen Rechtsbeziehungen stehen. Der Staat bzw. das Gesetz greift nur ein, wenn die familiäre Ordnung gestört ist.

Das Herkommen der beiden familiengründenden Personen, Mann und Frau, bestimmt weitgehend die Ausprägung der Familienrealität und deren Struktur. Sie wird darüber hinaus beeinflusst durch tradierte Vorbilder, Rechtsvorstellungen und -bestimmungen sowie wirtschaftliche Einflüsse. Jeder Außeneinfluß hat Folgen für die Familienstruktur, auch dann, wenn die vorherrschenden Leitbildvorstellungen von Ehe und Familie nicht davon berührt sein müssen. Außeneinwirkung trifft jeden in der Familiengemeinschaft, unterschiedlich zu unterschiedlichen Zeiten: mit der nachhaltigsten Wirkung für die Stabilität der Familie die Frau und Mutter, traditionell »Herz der Familie« genannt.

Bewußtseinsveränderungen

Wir möchten solcherlei Außeneinwirkung auf die Bewußtseinslage der Frau in der Bundesrepublik Deutschland kurz skizzieren. Wir tun das anhand der Befragungsergebnisse, die Gerhard Schmidtchen 1984 der Öffentlichkeit vorgelegt hat.¹

1. Berufstätigkeit der Frau: Zwischen 1950 und 1980 haben sich die

¹ Das Buch ist erschienen unter dem Titel: Die Situation der Frau. Trendbeobachtungen über Rollen- und Bewußtseinsänderungen in der Bundesrepublik Deutschland. Duncker & Humblot. Berlin 1984. 257 S. Das Material sowie das Grundkonzept der Studie stammt vom 1981 verstorbenen Karl Forster, der zusammen mit dem Allensbacher Institut für Demoskopie die Daten unter dem Gesichtspunkt der Veränderung der Situation der Frauen auswertete. Schmidtchen hat dann 1983 darüber hinaus eine Mehrthemenumfrage auf repräsentativer Basis (2000 Personen) durchführen lassen.

Erwerbsquoten der Frauen rein zahlenmäßig nicht wesentlich verändert (rund 30-40). Wohl aber unter Altersgesichtspunkten. Während in den fünfziger Jahren die ganz jungen Frauen arbeiten gingen, stehen sie heute meist in der Berufsausbildung. Dagegen ist der Anteil der Frauen über 25 Jahre am Erwerbsleben erheblich gestiegen (40 v. H.). Frauen über 45 Jahre neigen mehr zu Teilzeitarbeit. Dies ist in der Doppelrolle der Frauen, Beruf und Familie, begründet: Die Frauen wollen neben dem Beruf ausreichend Zeit für Familie und persönliche Beziehungen haben. Frauen mit akademischer Bildung sind wesentlich öfter und länger berufstätig. Das hat Auswirkungen auf das Rollenverständnis der Frau in Gesellschaft und Politik.

Die berufstätigen Frauen sind mit der außerhäuslichen Berufstätigkeit zufrieden. Sie schätzen diese Tätigkeit höher ein als Haushaltsarbeit. Das galt 1963 für 60 v. H. und 1979 für 73 v. H. Auch die über 60 Jahre alten berufstätigen Frauen zeigen wenig Neigung für den Haushalt. – Die Frauen, die nur den Haushalt versorgen, finden diese Tätigkeit gut, sie identifizieren sich freilich nicht so stark mit der Hausfrauenrolle wie die Berufstätigen mit ihrem Beruf. Noch Anfang der siebziger Jahre waren berufstätige und nichtberufstätige Frauen gleichermaßen mit ihren Tätigkeiten zufrieden. Innerhalb der folgenden sechs Jahre kommt es zu unterschiedlichen Bewertungen: Die Fraktion der im Haushalt zufriedenen Frauen nimmt ab.

Die Attraktivität der außerhäuslichen Berufsarbeit beruht für die Frauen auf den Möglichkeiten des Arbeitsplatzes zu »Interaktivität« und »Kommunikation«. Die Zahl der Frauen, die Verantwortung übernehmen wollen (Karrierefrauen), steigt. Die Zahl der Frauen, die glaubt, aus finanziellen Gründen arbeiten gehen zu müssen, sinkt. Diese Tendenzen gelten für alle Altersgruppen und beide Konfessionen. Die Berufsorientierung der Frauen schließt Familie und Kinder nicht aus. Aber das Ideal der vollständigen Familie hat keine Priorität mehr: »Die gesamte Motivenergie ist darauf nicht mehr gerichtet. Somit wird für die berufsorientierten Frauen Familie zu einer Angelegenheit der Kontingenzen. Man entschließt sich dazu, wenn sich alles recht zusammenfügt« (20).

2. Ehe und Familie. – Bis zur »Revolte« von 1968 war die Institution Ehe unbestritten. Auf die Frage »Halten Sie die Einrichtung der Ehe grundsätzlich für notwendig oder für überholt?« antworteten 1963 ca. 90 v. H. »für notwendig«. Fünfzehn Jahre später waren es nur mehr 60 v. H., die die Ehe für notwendig hielten. (37 v. H. der Frauen unter dreißig hielten die Ehe für überholt.) Dagegen hält die große Mehrzahl (mehr als 70 v. H.) daran fest, daß der Mensch die Familie brauche und man allein schwer glücklich sein könne. Trotzdem gilt: »Die Form der Ehe wird realistisch eingeschätzt, auch gewürdigt, die Funktion für die Entstehung von Familien durchaus geschätzt, aber die Glücksproduktion wird skeptisch beurteilt, und das Eintreten in die

Institution Ehe wird vorbehalten, insbesondere angesichts der nunmehr durchaus gangbaren Alternative, sich als Single zu arrangieren, wenigstens phasenweise« (25). Das voreheliche Hinleben auf die Ehe, sich dem künftigen Partner vorzubehalten, wird abgelehnt. »Es gibt kaum noch Frauen, die der Auffassung sind, es sei unerlässlich, daß eine Frau unberührt in die Ehe geht« (25). Bemerkenswert ist, in welchem Ausmaß dieser Standpunkt auch unter Katholiken verbreitet ist. Für die Bewertung der Ehe als Glücksvermittler und -spender spricht die negative Erfahrung der befragten Männer und Frauen mit: 55 v. H. der Frauen sind davon überzeugt, daß die meisten Ehen in Deutschland gleichgültig oder unglücklich verlaufen. Nur 27 v. H. stellen fest, daß es auch glückliche Ehen gibt.

Wo und wie wird dann das Glück gesucht? Hier kommt die Untersuchung zu einer für unsere Thematik (Frau und Stabilität der Familie) wichtigen Teilantwort: »Für die meisten jungen Frauen ist die Partnersuche selbst das Ziel des Glücksstrebens. Die Partnerverbindung in der Ehe verliert somit ihren sakramentalen Charakter der Einmaligkeit. Mit diesem biographischen Organisationskonzept sind die Enttäuschungen vorprogrammiert, und es ist eines der Hauptthemen junger Frauen, wie man damit fertig wird. Für viele Frauen, insbesondere in Großstädten, hört die unverbindliche Phase der Partnersuche nie mehr auf. Dabei geht zunächst einmal Vertrauen zu Bruch« (26). Bei allen Varianten in der Beurteilung der Männer durch Frauen wird doch deutlich, daß die Partnersuche unter Bedingungen stattfindet, die zur Enttäuschung führen muß. Gleichsam als Kompensation dazu hält die Mehrheit der Frauen am Modell der vollständigen Familie als Ideal fest.

Bei »Familie« wird immer das Eltern-Kind-Verhältnis mitgedacht. Wenn das Glück zweier Partner nicht die Form der Ehe braucht, benötigen die Kinder doch eine vollständige Familie, um glücklich zu sein. 88 v. H. der Bevölkerung erklären, Kinder brauchen Vater und Mutter, um glücklich aufzuwachsen. »Die Ehe wird also primär als eine kinderorientierte Institution gesehen . . . Sie wird von einer Lebensaufgabe her verstanden« (29). Andererseits ist eindeutig erkennbar, »daß die junge Generation Ehe und Familie nicht mehr notwendigerweise miteinander verbunden sieht« (30).

Was die Erwünschbarkeit von Kindern angeht, so zeigen die Befragungsergebnisse eine hohe Ambivalenz. Man ist kinderfreundlich, aber mit Reserven, wenn es an die eigene Kinderzahl geht. »Je mehr Kinder vorhanden sind, desto positiver wird die Bilanz der Erwägungen« (34). Das gilt freilich nicht für Eltern mit mehr als vier Kindern.

3. Rollenbilder und Partnererwartungen. – Eine für unser Thema (Frau und Stabilität der Familie) wichtige Antwort ist die auf die Frage nach der sog. großen Liebe. 1980 glaubten mehr Menschen in der Bundesrepublik an die große Liebe als 1963. Aber es wird darunter nicht mehr dasselbe verstanden wie 17 Jahre zuvor. 1963 erklärte die Mehrzahl der Frauen, die große Liebe

gäbe es nur einmal, 1980 erklärten vor allem die jüngeren und schulisch besser ausgebildeten Frauen, es gäbe sie öfters. »Was zunächst so wirkte, als breite sich die große Liebe im klassischen Sinne aus, entpuppt sich als Pseudotrend . . . Die Bedeutung dessen, was große Liebe heißt, hat sich gewandelt . . . Der Begriff dient dazu, auch Episodenhaftes mit dem Gefühl des Erhabenen zu legitimieren« (44).

Dies hat Folgen für die innerehelichen Beziehungen der Partner. »Die Frage an Verheiratete lautete, ob man es billige oder verurteile, wenn verheiratete Menschen neben ihrer Ehe intime Beziehungen unterhalten. Bestand 1963 noch ein weitgehender Konsens in der Verurteilung eines solchen Verhaltens, so hatte er sich bis 1976 aufgelöst« (45). Die Studie fügt hinzu: »Die negativen Veränderungsraten sind von erstaunlicher Größe, insbesondere in den mittleren Jahrgängen. Die kirchennahen Frauen jedoch, Katholikinnen wie Protestantinnen, erwiesen sich gegenüber dem Zeittrend als relativ immun« (45). Trotz allem bleibt Treue die am meisten geschätzte Partnereigenschaft.

4. Personsein. – Der Wandel der Wertvorstellungen macht sich in allen Generationen bemerkbar, er läßt sich ablesen an der Änderung der Erziehungsgrundsätze. Zwischen 1963 und 1978 bauten sich folgende Grundsätze ab: Höflichkeit und gutes Benehmen, Sich-in-eine-Ordnung-Einfügen, Sich-Anpassen, Bescheidenheit, Zurückhaltung. Steigende Bedeutung gewannen Toleranz, Durchsetzungsvermögen, Souveränität durch Wissen, Horizont-erweiterung, Menschenkenntnis, Interesse für Politik. Dies gilt sowohl für Männer wie für Frauen. Frauen beginnen jedoch zunehmend Reserve zu zeigen gegenüber dem Abbau der Bescheidenheit, des Sich-in-eine-Ordnung-Einfügens.

Bemerkenswert sind auch die Unterschiede bei den verschiedenen Bildungsschichten. »Besonders drastisch ist bei gebildeten Frauen der Rückgang der Erziehungsmaximen: Höflichkeit und gutes Benehmen, Sich-in-eine-Ordnung-Einfügen, Sich-Anpassen. Wesentlich stärker werden in den gebildeten Schichten die Grundsätze der Selbstdurchsetzung betont und das Interesse für Politik . . . Die Moral der Ziele unterwirft sich der Moral der Verfahrensweisen. Der Erfolg, die persönliche Durchsetzung zählen, illegitimes, aber durch Erfolg belohntes Verhalten ist ›clever‹. Die zweifelhafte Moral der Mittel beschädigt jedoch den ethischen Wert der Ziele . . . Tendenzen zur Neutralisierung der Moral«, heißt es in der Studie weiter, »sind immer Ausdruck einer Tendenz der Regelverletzung. Mithin müßten wir die Diagnose stellen, daß insbesondere die Oberschichten, die Bildungsschichten, anomische Tendenzen aufweisen. Das kann nur bedeuten, daß sie über ihren Status, über ihre Rolle in der Gesellschaft tief verunsichert sind. Wir haben der Tendenz nach in der neuen Zusammenstellung der Erziehungsprinzipien nicht die Vorboten eines neuen und humanen Zeitalters vor

uns, sondern den unmittelbaren Ausdruck der Neurotisierung eines nicht unbeträchtlichen Teiles der oberen Bildungsschicht . . .« (54f.).²

5. Politik, Medien. – Lange Zeit nahm man an, daß Frauen grundsätzlich weniger an Politik interessiert seien, auch wenn seit Anfang der sechziger Jahre das Interesse der Bevölkerung in der Bundesrepublik an Politik zugenommen hat. Es ist freilich zu fragen, welcher Art dieses Interesse ist. So darf man gewiß feststellen, daß sowohl Theoriefragen der Politik wie Organisationsfragen (z. B. solche der Europäischen Gemeinschaft) wenig oder mit der Zeit immer weniger Aufmerksamkeit finden. Konkurrenzen hingegen zweier Parteien und deren Repräsentanten dürfen des Interesses sicher sein: Je nach Aufbereitung durch die Medien bekommen solcherlei Auftritte in der Öffentlichkeit und für die Öffentlichkeit Unterhaltungscharakter. Das heißt: auch politische Sachfragen werden instrumentalisiert zum Zwecke der Unterhaltung. Sofern dies stimmt, muß gefragt werden, ob der Konsum der Bevölkerung an Politik wirklich einem gesteigerten Interesse an Politik entspringt.

Anhand der drei klassischen Indikatoren für die Teilnahme am politischen Leben, so unsere Studie: Interesse für Politik, Parteimitgliedschaft, politische Gespräche, bleiben die Frauen, auch bei gleicher Bildungsstufe, hinter den Männern zurück.

Untersucht man jedoch neue Formen politischer Tätigkeiten: Bürgerinitiativen, Demos, alternative Gruppen, dann zeigt sich, daß Frauen zahlenmäßig genauso aktiv sind wie Männer. Ihr Interesse an Politik ist nur dann geringer, wenn ihnen Politik in den klassischen hergebrachten Organisationsformen begegnet. Thematisch engagieren sich Frauen in der Politik für Fragen zwischenmenschlicher Beziehungen: Wohnlichkeit der Städte, verständnisvolle Erziehung, Humanisierung der Arbeit, Energie, Umwelt, Friede. »Die Wanderung politischer Probleme in Richtung auf ›Frauenthematen‹ und neue Organisationsformen ermöglichen es den Frauen, am politischen Leben in genauso großer Zahl teilzunehmen wie die Männer. Das politische Interesse, die politische Sozialisation der Frauen sind also nicht generell schwächer als die der Männer, nur die Struktur ihrer Motive ist anders« (68).

6. Wertwandel und Normenverschiebung. – Erstaunlicherweise ist in den letzten 26 Jahren eine kräftige Steigerung des Vertrauens von Mensch zu

2 Das Urteil ist nicht nur hart, sondern auch ungerecht. Ein Nicht-sich-Anpassen, Nicht-höflich-Sein muß nicht unmoralisch sein. Sich-Durchsetzen, Konkurrenzieren bestimmt unsere Welt nicht erst seit gestern. Warum hier eine »Doppelmoral« neu einführen wollen? Neurotisiert? Verunsichert? Es ist die alte Herrenmentalität, der es nicht paßt, daß Frauen Dinge zur Sprache bringen, die von allgemeiner Bedeutung sind und die von Männern nicht gesehen werden, weil sie mehr oder weniger Funktionäre und daher Interessenvertreter sind.

Mensch in der Bundesrepublik zu verzeichnen. Sie ist schwer erklärbar. Es gibt hierbei keine Unterschiede zwischen den Altersgruppen und Bildungsschichten. Auch die katholischen kirchentreuen Männer sind vertrauensvoller geworden, heißt es in der Studie. »Nur bei katholischen Frauen scheint sich von der alten Skepsis noch etwas erhalten zu haben« (95).

Was »Freiheit und Gerechtigkeit« als Grundprinzipien sozialer Organisation angeht, so wuchs die Zahl derer, die der Freiheit den Vorrang vor der Gerechtigkeit einräumen, mit den Jahren stetig. Das gilt vor allem für die Gruppe der jungen Frauen.

Die Bevölkerung wurde auch gefragt, wie sie sich ihre Zukunft vorstelle. 39 v. H. gestalten das Leben in einer bewußten Zeitperspektive. Knapp 50 v. H. leben gegenwartsbezogen, Frauen stärker als Männer. Mit zunehmender Bildung schwindet bei Frauen die rein gegenwartsbezogene Haltung. Trotzdem bleibt eine gewisse Spannung zwischen der fast vorgegebenen Gegenwartsnähe der Frauen und der planerischen, zukunftsorientierten Denkweise der Männer. Sie führt nicht selten zu familiären Konflikten.

In den fünfziger und sechziger Jahren sahen 60 v. H. der Bevölkerung ihr Leben unter dem Gesichtspunkt der Bewährung. Knapp 30 v. H. sprachen sich hingegen für das Leben-Genießen aus. Die Zahl derer, die sich einer »Aufgabe« verschrieben, ist stetig zurückgegangen. Doch ist dadurch die Zahl derer, die das Leben vor allem genießen wollen, nicht gewachsen. Vielmehr hat die Zahl der Nachdenklichen zugenommen. Auch wenn man feststellt, daß unter den Jüngeren die Zahl der »Lebensgenießer« stieg, schließt das nicht aus, daß gerade in dieser Gruppe viele Engagierte sind, vor allem politisch.

Ähnliches gilt für das Verhältnis zu Freizeit und Arbeit. Die Zahl derer, die sich in der Freizeit wohler fühlen, nimmt in allen Altersgruppen leicht zu. Das heißt aber nicht, daß Arbeit abgewertet wird. Freizeit bedeutet für die, die sie mehr schätzen als die berufliche Arbeit, Tätigkeiten auszuüben, die in sich lohnend sind und Freude machen.

7. Zufriedenheit und Belastungen. – Die Zufriedenheit ist seit 1958 in der Bundesrepublik laufend gestiegen, zumindest ist die Gruppe der Unglücklichen kleiner geworden. Eine Quelle der Zufriedenheit für die Frauen ist neben der Ehe der Beruf. Zugenommen hat in allen Jahrganggruppen die Zahl der Frauen mit gemischten Gefühlen: »Halb glücklich, halb nicht. Das ist überall Ende der siebziger Jahre die Mehrheitsstimmung« (107).

Eine gehobene und fortschreitende Zivilisation bringt freilich auch Belastungen mit sich. Man ist wohl glücklich und zufrieden, aber auch geschäftiger geworden. »Die Frage, ob einem die Arbeit über den Kopf wachse, wurde 1979 etwas kritischer beantwortet als 1967« (108). Kann auch Erfreuliches belasten? Etwa das Streben nach mehr Bekanntschaften, persönlicher Begegnung, politischer Aktivierung, religiöser Sensibilisierung? In allen diesen

Fragen gibt es 1979 mehr Meinungsverschiedenheiten zwischen den Ehepartnern als 25 Jahre zuvor, besonders über berufliche Fragen: »Einigkeit wird kaum noch gemeldet« (111).

8. Emanzipation und Immobilismus. – Obgleich in den letzten Jahrzehnten viel für die Gleichstellung der Frau in Beruf und Öffentlichkeit getan worden ist, ist die Überzeugung gewachsen, die Männer würden bevorzugt. Sprachen sich 1967 noch 41 v. H. dafür aus, die Frauen hätten bei uns gleiche Chancen, so waren es 1983 nur noch 14 v. H. »Wenn sich etwas zu bessern beginnt«, so die Studie, »dann kann es passieren, daß die Erwartungen, plötzlich angespornt, sehr viel schneller wachsen als die Realisierungen. Die Bewertungsmaßstäbe laufen der Entwicklung davon« (113). Die Männer unterscheiden sich hierin nicht von den Frauen. Wie diese glauben auch sie, etwas abgeschwächt, daß Frauen nicht weniger als Männer für leitende Stellungen geeignet seien.

Insgesamt gesehen sind die Frauen selbstbewußter geworden. »Die Bewußtseinsänderung ist wahrscheinlich umfassender als die Änderung der realen Situation. Von diesen Bewußtseinsänderungen wird Weiteres ausgehen. Die Geschlechterbeziehungen werden sich ändern, die Akzeptanz der Frau in Beruf und öffentlichem Leben . . .« (115).

Was soll durch Emanzipation erstritten werden? Die Studie nennt in erster Linie soziale und wirtschaftliche Ziele: gleiche Bezahlung für gleiche Leistung, Gleichheit der Bildungschancen, der Aufstiegschancen, der Altersversorgung und das Eherecht.

Abgelehnt, von wachsenden Mehrheiten, werden die Abschaffung reiner Männer- und Frauenvereine, 50prozentige Übernahme von Hausarbeit und Kinderbetreuung durch Männer, Abschaffung typischer Männer- und Frauenberufe, Verzicht auf die Höflichkeitsformeln gegenüber Frauen.

Da Emanzipation ohne Mobilität nicht möglich ist, stellt sich die Frage, in welchem Ausmaß die Generation der jüngeren Frauen zu einer solchen Mobilität bereit ist. Hier meldet unsere Studie Fehlanzeige. »Aufstieg und Karriere gelten als bloße Anpassung an eine bestehende Gesellschaftsstruktur und insofern als Fehlbestimmung. Die räumliche Mobilität wird als Reiselust verbraucht. Wenn es um die ernsthafte Frage geht, ob man gern oder ungern von dem Ort, an dem man lebt, wegziehen würde, so ist seit 1953 eine steigende Zahl von Mobilitätsunwilligen zu verzeichnen. Besonders stark ist der Anstieg der Frauen von 49 auf 60 Prozent. Diese Tendenzen haben sich in allen Altersgruppen ausgebreitet und in erschreckendem Maße geradezu eben auch bei den Jüngeren, die es früher nicht lange zu Hause hielt . . . Die Emanzipationsepoche hat reiselustige Nesthocker erzeugt . . . Für Frauen scheint dies in noch prägnanterem Maße zuzutreffen als für Männer. Eingebettet in einem Bekanntenkreis, versehen mit einer Stammkneipe oder mehreren Stammkneipen, geht mit großer Ideengebärde die

Emanzipation vonstatten, wird lokal diskutiert, aber wenn möglich unter Einschluß der Dritten Welt . . . Die Umsetzung der Ideen geschieht strukturgerecht durch zeitweiligen Demonstrationstourismus, von dem man zurückkehrt in der Erwartung, daß alles um die Sozialidylle herum sich zu arrangieren habe. Diese Mischung von Emanzipationsstreben und Mobilitätswiderstand spiegelt wahrscheinlich etwas Strukturelles: die Kombination von hoher Erwartung und Angst« (118f.).³

Familienrelevante Verhaltensdaten

Die hier in Auswahl wiedergegebenen Daten der Studie betreffen Einstellungen der bundesdeutschen Bevölkerung von heute zur Situation der Frau, sie lassen klare Trends über deren Rollen- und Bewußtseinsänderungen erkennen.

Die Frage ist nun, in welchem Ausmaß diese Bewußtseinsänderungen das Verhalten, soweit es die Familie direkt oder mittelbar betrifft, bestimmen. Um diese Frage abzuklären, bedienen wir uns dreier Maßstäbe: der Entwicklung der Eheschließungszahlen, der Entwicklung der Geburtenzahlen und der Entwicklung der Scheidungszahlen. Das Ergebnis ist allgemein bekannt: die Zahlen der Eheschließungen und Geburten nehmen ab, die Scheidungszahl steigt.

Dieses Globalergebnis verdient jedoch eine nähere Betrachtung. Wir haben in der Bundesrepublik Deutschland von 1951 bis 1984 bei in etwa gleichbleibender Anzahl von jährlich ins heiratsfähige Alter Eintretenden eine Reduktion der Eheschließungen von 503 000 (1951) auf 364 000 (1984).⁴ Von diesem Rückgang sind sowohl die rein katholischen wie die rein evangelischen Ehen betroffen, letztere freilich wesentlich stärker.⁵ (Die rein konfessionellen Eheschließungen sind von 73 v. H. auf 56 v. H. zurückgegangen.) Schwach zugenommen haben die gemischten Eheschließungen (von 25 v. H. auf 37 v. H.). Massiv zugenommen, nämlich verachtfacht, haben sich die Eheschließungen zwischen Partnern, die keiner der beiden großen Konfessionen angehören. Die Bruchlinie für diese Entwicklung liegt in den

3 Man kann die Unwilligkeit zur Mobilität auch anders sehen: als Entlastungsversuch. Umzug von einem Ort in einen anderen ist aufwendig, nicht nur finanziell. Das war in den fünfziger Jahren noch anders, einfacher. Anstelle der räumlichen Mobilität grassiert heute eine besondere Form von sozialer. Das zeigen die Zahlen von Scheidungen und Zweit- bzw. Drittehen eindrücklich.

4 1985 ist die Zahl sowohl der Eheschließungen als auch der Geburten wieder leicht gestiegen. Dies wird mit dem Eintreten der geburtenstarken Jahrgänge ins heiratsfähige Alter begründet. Die Anzahl der Kinder pro verheiratetes Paar hat aber nicht zugenommen.

5 Rein evangelische Eheschließungen: 1951: 38,5 v. H.; 1984: 25,6 v. H. Rein katholische Eheschließungen: 1951: 35,2 v. H.; 1984: 30,4 v. H.

Jahren 1968/69. (Bis zu diesem Zeitpunkt sind die Zahlen der Eheschließungen jährlich in etwa konstant.)

Was die Geburtenzahlen angeht, so halbieren sie sich innerhalb von noch nicht 25 Jahren. 1965 betrug die Zahl in der Bundesrepublik 1 044 000, 1983 594 000. Diese Relation gilt auch für die Geburtenzahlen rein katholisch geschlossener Ehen.⁶ Relativ – nicht absolut – leicht zugenommen haben die Geburtenzahlen in Mischehen. Versechsfacht haben sich hingegen die Geburtenzahlen in Ehen, deren Partner keiner der beiden großen Glaubensgemeinschaften angehören.⁷

Die Zahl der Ehelösungen (Scheidungen) ist von 1951 bis 1984 Jahr für Jahr gestiegen. Erst 1985 fiel diese Zahl gegenüber dem Vorjahr um knapp 2 000. Die Scheidungszahl ist zwischen 1951 und 1968 relativ konstant. Danach steigt sie steil an, mit Ausnahme der Jahre 1977/78, in welchen Jahren das neue Scheidungsrecht beschlossen und verbindlich wurde. Zwischen 1956 und 1984 hat sich die Zahl der Scheidungen verdreifacht. Wird in den USA zur Zeit jede zweite Ehe geschieden, so bewegt sich das Verhältnis in der Bundesrepublik auf 1 zu 2,5 hin. Am auffallendsten an den Scheidungsdaten ist die außerordentliche Zunahme der Scheidungen von Langehen (zwanzig Jahre und älter) seit 1980.⁸

Sozialer Wandel und Sexualität

Um den Hintergrund zwischenmenschlicher Beziehungen in Ehe und Familie noch stärker auszuleuchten, bedienen wir uns einiger Ergebnisse der jüngsten Sexualforschung. Wir benutzen dazu die Studie von Ulrich Clement »Sexualität im sozialen Wandel.«⁹ Es handelt sich bei dieser Arbeit um einen

6 Geburtenzahlen katholisch: 1965: 404 000; 1983: 206 000. Geburtenzahlen evangelisch: 1965: 413 000; 1983: 159 000.

7 Hermann Schubnell hat in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« (3. 9. 86) unter dem Titel »Das Lamento um den Geburtenrückgang« die Ursachen für den Geburtenrückgang in der Bundesrepublik zusammengestellt: »Solche Faktoren sind die Zunahme des Anteils außerhalb erwerbstätiger verheirateter Frauen . . . ; die Wohnraumsituation vor allem in den Ballungsgebieten. Dieser Einfluß muß aber relativiert werden, weil sich gezeigt hat, daß in Zeiten großer Wohnraumnot die Geburtenzahl hoch war und der Geburtenrückgang in der neueren Zeit ziemlich genau zusammenfällt mit der Verbesserung der Wohnverhältnisse; unzureichende oder regional fehlende Infrastruktur an sozialen Diensten, insbesondere zur Betreuung von Kindern erwerbstätiger Frauen . . . ; Ansteigen der Kosten und der Zeitaufwendungen für Kinder im Zusammenhang mit einer allgemeinen Steigerung des Anspruchsniveaus . . . « Schubnell wiegelt den Bevölkerungsrückgang der Bundesrepublik ab. Sicher gilt sein Hinweis, daß es in der Geschichte viele zahlenmäßig große Staaten gegeben hat, die über wenig Macht verfügten. Doch in der Gegenwart dürfte unbestritten sein, daß Staaten mit Populationen von 270 Millionen wie die UdSSR politisch einflußreicher sind als kleinere wie z. B. die Niederlande mit 14 Millionen.

8 1980: 9 022; 1984: 19 191. – Alle statistischen Daten wurden dankenswerterweise vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden zur Verfügung gestellt.

9 In: Beiträge zur Sexualforschung. Bd. 61. Enke, Stuttgart 1986.

Vergleich zweier Studentengenerationen in bezug auf deren sexuelles Verhalten. Vergleichsmaßstab ist die Untersuchung von Giese/Schmidt aus dem Jahre 1966. Wie bei Schmidtchen/Forster werden bei Clement Einstellung und Verhalten der Bevölkerung bzw. der Studenten Mitte der sechziger und Anfang der achtziger Jahre miteinander verglichen.

Clements Ergebnisse bestätigen, was allgemein bekannt ist: das Alter, in dem erste sexuelle Erfahrungen gemacht werden, sinkt; die Doppelmoral betr. Männer und Frauen baut sich ab; vorehelicher Verkehr wird akzeptiert. Differenzierungen nach Stand, Ausbildung, Konfession, Stadt/Land schwinden. »Es entwickelt sich sozusagen eine sexuelle Monokultur« (Cécile Ernst).¹⁰ Einige Ergebnisse verdienen in unserem Zusammenhang besondere Beachtung: die außerordentliche Zunahme der Selbstbefriedigung bei Frauen (1966: 43 v. H., 1981: 73 v. H.), wobei im Gegensatz zu früher Selbstbefriedigung nicht mehr Ersatzfunktion hat, sondern eine sexuelle Aktivität eigenen Wertes geworden ist, und eine ähnliche Steigerungsrate für den Geschlechtsverkehr, wobei Ledige wie Verheiratete die gleiche monatliche Häufigkeit angeben. Von 1961 bis 1981 stieg er bei den Männern von 65 v. H. auf 81 v. H. und bei den Frauen von 56 v. H. auf 91 v. H. Auch die Zahl der Partner (Partnerwechsel) nahm zu. Auffallend ist, daß verheiratete Frauen sich weniger bereit zum Kind erklärten als verheiratete Männer und daß eine Anzahl sexueller Praktiken, wiewohl regelmäßig geübt, problematisiert werden, das heißt keineswegs selbstverständlich sind (60).¹¹

Das wichtigste Ergebnis der Clement-Studie ist wohl, daß Sexualität (hier: vor allem vorehelicher Verkehr) im Gegensatz zu den Befunden der Studie der sechziger Jahre nicht als »sexuelle Revolution« begriffen, sondern als »Psychologisierung des sexuellen Diskurses« (Clement) verstanden wird. Mit anderen Worten: Man distanziert sich vom Moralischen (erlaubt oder nicht erlaubt) auf diesem Felde. »Es vollzieht sich ein Wandel von einer sozial bezogenen Verbotsorientierung auf eine individuelle und paarbezogene Gefühls-Orientierung. Die Norm wird verprivatisiert, verpaart, emotionalisiert. Der sexuelle Diskurs wird psychologisch: Es gewinnt Bedeutung, daß Sexualität befriedigend ist, daß sie eine Gefühlslage, eine partnerschaftliche Situation, ein Erleben ausdrückt« (81). Im Anschluß an Roussel, der die Begriffe »Bündnis-Ehe« und »Verschmelzungs-Ehe« eingeführt hat, schreibt Clement weiter: »In der Bündnis-Ehe oder Bündnis-Beziehung, in der das Glück zu zweit, das Zusammengehören die Leitidee ist, wird die partner-

10 In: »Neue Zürcher Zeitung«, 15. 7. 86.

11 Ob sich hier etwas ankündigt, was Hilton Kremer in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 3. 9. 86 unter dem Titel »Angst vor dem Sex« aus den Vereinigten Staaten berichtet, läßt sich nicht ausmachen. Sicher ist, daß die Angst vor Aids Auswirkungen auf das außereheliche sexuelle Verhalten auch dieser Gruppen hat.

schaftliche Sexualität auch zum Ausdruck und ›Instrument‹ dieses Glücks, ist also moralisch, d. h. für einen höheren Wert eingebunden. Sexualität ist so ein Bindemittel der Beziehung . . . « Hingegen dient »in der Verschmelzungsbeziehung die Sexualität dem emotionalen Wohlbefinden der einzelnen Partner. Sie drückt also nicht mehr das Gemeinsame, das Bündnis aus, sondern den Grad der Verschmelzung bzw. die Distanz, den die Partner zueinander empfinden. Jeder Partner bezieht sich also primär auf seine individuellen Gefühle, Wünsche oder Abneigungen, zu denen die symmetrischen oder komplementären Emotionen des Partners mehr oder weniger gut passen. Das Ideal dieser Beziehung ist nicht das Zusammenpassen oder Zusammenhalten im Interesse des gemeinsamen Bündnisses, sondern das Verstehen und Verstandenwerden im Interesse des individuellen Wohlbefindens, der narzißtischen Balance . . . Sexuelle Treue, ein ideelles Kernstück der Bündnisbeziehung, verflüchtigt sich zur Orientierung am momentan gefühlsmäßig Richtigen. Der Reiz einer ›Außenbeziehung‹ wird also höher bewertet als die absolute sexuelle Treue« (81f.).

Falls diese Interpretation oder Deutung sexuellen Verhaltens Gültigkeit hat – Clement betont, daß es sich hier um eine Trendaussage handelt –, werden eine Reihe von Sozialphänomenen der Gegenwart verständlich: Zunahme der Scheidung, Reduzierung der Fruchtbarkeit, Reduzierung der Eheschließungen. Ob es sich bei dem veränderten sexuellen Verhalten der Frauen um Durchsetzen von Chancengleichheit handelt, bleibt dahingestellt. Chancengleichheit, schreibt C. Ernst¹², »deckt auch die Grenzen der Umweltabhängigkeit von Verhalten auf (wie jede Chancengleichheit). Frauen entdecken in viel höherer Zahl die Selbstbefriedigung, sie werden sexuell viel aktiver, aber der Triebdruck, unter dem sie stehen – um das altmodische Wort zu gebrauchen – und der sich am deutlichsten äußert, wenn sie ›bei sich selber‹ bleiben, ist nach wie vor geringer als bei den Männern. Ist die frappante Veränderung im Verhalten der Frauen die Emanzipation eines vorher kulturell unterdrückten Bedürfnisses? Oder hat diese Entwicklung für Frauen vielleicht eine ganz andere Bedeutung als für Männer?«

Umweltbedeutung

Es wäre falsch, wollte man bei der Beurteilung des hier skizzierten sexuellen Verhaltens der befragten Studierenden es bei einer einseitigen Psychologisierung belassen. Clement selbst betont, welche außerordentliche Bedeutung Umweltfaktoren für die Veränderung in Einstellung und Verhalten haben. So weist er darauf hin, daß die veränderten Wohnformen der Studenten heute,

12 A.a.o.

verglichen mit den Zuständen der sechziger Jahre, Auswirkungen auf das Intimleben der Studenten haben.¹³

Er nennt auch die gesetzlichen Maßnahmen in den sechziger Jahren, die diese Entwicklung förderten (Abschaffung der schweren Kuppelei, Liberalisierung der Homosexualität und der Pornographie), wertet sie allerdings als ein Symptom für die um sich greifende »sexuelle Liberalisierung«.¹⁴

Clement läßt die Frage offen, welches die Gründe sind für den Wandel, für die Destabilisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen, für den Rekurs auf den Narzißmus. Er folgt vielmehr M. Foucault¹⁵, wenn er auf eine Diskursivierung der Sexualität aus ist. Nicht die Repressionshypothese interessiert ihn, derzufolge die bürgerliche Gesellschaft die sexuelle Repression verschärft, sondern daß man über Sexualität spricht. Und aus dieser Sicht heraus kann er feststellen, daß es die sechziger Jahre gewesen sind, die den normativen Umbruch gebracht haben: nicht mehr heimliche Übertretung von Normen, sondern Bejahung der Übertretung und die Herausbildung einer neuen Moral, »die auf eine Relativierung der Ehe als einzigem legitimen Ort sexueller Betätigung hinausläuft« (11).

»Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart«

Sieht man diesen Zusammenhang zwischen »Innen-« und »Außenfaktoren« klarer, die zur Destabilisierung von Ehe und Familie bei der jüngeren und mittleren Generation der Bundesrepublik geführt haben, so bleibt doch die Frage nach dem Grund oder den Gründen, die das Einspielen der Faktoren ermöglicht haben. So unbestritten es ist, daß die Emanzipation des modernen

13 1966 lebten 70 v. H. der Studenten in »abhängigen Wohnformen«. 1981 lebten zwei Drittel aller Studierenden in einer eigenen Wohnung. Die meisten dieser Studierenden leben mit einem Partner zusammen. Davon sind mehr als die Hälfte unverheiratet. C. Ernst spricht demzufolge vom studentischen »Konkubinat«. »Die beiden Wohnformen, die am häufigsten, je etwa von einem Drittel, gewünscht werden, sind Wohngemeinschaften und das Zusammenleben mit einem Partner. Beide Formen bieten die Möglichkeit des Austausches mit Menschen in einer ähnlichen Lebenssituation« (26). »Daß diese Wohnform von vielen als Ideal angesehen wird, liegt vor allem in der Möglichkeit der interdisziplinären Kommunikation und wird oft als Gegengewicht zur »Entpersönlichung« des Lehr- und Lernbetriebs an der Universität empfunden« (G. Kath, Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 1980, zitiert v. C. Clement, S. 27).

14 Die Studentenbewegung begriff Sexualität als Mittel politischer Befreiung mit der Vorstellung, eine »freie« Sexualität würde den gesellschaftlichen Fortschritt vorantreiben. So gesehen hatten die Studenten und später die politisierten Schüler (sog. Sexualerziehungskampagne) auch eine Protagonistenfunktion für die »sexuelle Liberalisierung«. Ihre subversiv gemeinten sexualpolitischen Vorstellungen wurden freilich vereinnahmt und umgemünzt in die stillschweigende Auflösung sexualmoralischer Vorstellungen, die für die Konsumgesellschaft (die bekämpfte) selbst längst dysfunktional geworden waren« (2).

15 Sexualität und Wahrheit. Frankfurt 1977.

Geistes seit der Aufklärung oder der Neuzeit, seine Abwendung von der gesunden Lehre der Kirche, der Abfall von den immer geltenden Ordnungen Gottes und ein hybrider Glaube an unbegrenzten Fortschritt, in Verbindung mit einem Freiheitspathos, das jeglicher natürlich gewachsener Institution abwehrend gegenübersteht, für die derzeitige geistige Situation mitverantwortlich ist, so bleibt doch zu bedenken, daß bei annähernd gleichen geistigen Rahmenbedingungen – in diesem Jahrhundert – Ehe und Familie keineswegs immer in Frage gestellt und unterlaufen wurden wie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

Vergleicht man die Daten vollzogener Emanzipation heute mit denen vor dreißig Jahren, wie sie Helmut Schelsky in »Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart¹⁶ beschrieben hat, so kann sich niemand des Eindrucks entziehen, daß die innerfamiliäre Autorität der Frau damals wesentlich größer war als heute.

Sie, die Frau und Mutter, war es gewesen, die in Kriegs- und Nachkriegswirren die Familie zusammengehalten hatte, die sie zu der Institution gemacht hatte, die ganz allein das nackte Überleben ihrer Mitglieder gesichert hatte. Überlebt hatten Krieg und Nachkriegszeit – wenn auch mit schweren Schädigungen – nur die Kirchen und die Familie. Es gab weder einen Staat noch ein »soziales Netz«. Damals war das physische Existieren für den einzelnen wichtiger als alles andere. Schelsky erinnert auch daran, daß es das totalitäre System des Nazismus gewesen ist, welches – trotz »Mutterkult« – Mädchen und Frauen aus den Familien in die Öffentlichkeit gezogen und sie in partnerschaftliche Kameraderie geführt hat (306).

Er betont weiter, daß die außerhäusliche Berufstätigkeit der verheirateten Frau diese gewiß durch die Hausarbeit zusätzlich belastet habe. Die Doppelarbeit in Familie und Beruf sei aber nicht der Grund für die scharfe Reduzierung der Familie auf reine Solidaritätsfunktionen gewesen, was nichts anderes heißt als auf Dauer eine Familie ohne kulturelle und geistige Austauschformen und -inhalte, eine weithin »entleerte« Familie also, in die Langeweile einkehrt, sobald die physischen Bedürfnisse gestillt und gesichert sind, sondern es sei der Zwang für die Frau und Mutter, in zwei Arbeitswelten leben zu müssen, der häuslichen und der außerfamiliären, deren »Autorität« gegensätzlich ist: der natürlichen im Binnenbereich der Familie und der »bürokratisch-industriellen« am außerhäuslichen Arbeitsplatz, wobei diese mehr und mehr jene außer Kraft setzt oder zumindest zurückdrängt. Es ist nicht die Doppelarbeit von Mann und Frau an verschiedenen Arbeitsplätzen an sich, was Familie gefährdet. In der klassischen proletarischen Familie, in unserem Jahrhundert weitgehend identisch mit der Arbeiterfamilie, haben

16 Stuttgart ²1954.

fast immer beide Ehepartner arbeiten müssen, freilich innerhalb einer relativ bescheidenen bürokratischen Apparatur.¹⁷ So schwer damals – noch in diesem Jahrhundert – die Belastungen waren, so früh verbraucht die Partner, die Familie wurde dadurch nicht destabilisiert.¹⁸ Es ist die schwer aushaltbare Spannung zweier unterschiedlicher Ordnungssysteme, des natürlichen (Familie) und des »sekundär-abstrakten« (Betrieb).¹⁹

Ein weiterer Kernsatz Schelskys lautet: »Der Anonymisierung der gesamtgesellschaftlichen Autorität entspricht ihre Elementarisierung innerhalb der kleinen Gruppe« (333) – man darf hinzufügen: bis zu ihrer Auflösung.

Schelsky stellte schon Anfang der fünfziger Jahre ein steigendes Mißtrauen der Klein- und Intimgruppen gegen Bürokratien und anonyme Apparate fest (140), nicht so sehr, weil sie belasten, sofern man mit ihnen zu tun hat, Zeit und Nervenkraft kosten, sondern weil sie alles dem Gesetz der Funktion und des Funktionierens unterwerfen, alles Außerzweckliche zerstören.²⁰

17 Daten dazu für die Weimarer Zeit auf der Grundlage der Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 16. Juni 1925. In: Heinrich August Winkler, *Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930*. Berlin/Bonn 1985. S. 13ff.

18 Zu Auswirkungen der Frauenarbeit in der Weimarer Republik Marie Juchacz und Käte Fröhbrodt. In ebd., S. 352ff.

19 »Die Problematik der Autorität in der gegenwärtigen deutschen Familie liegt keineswegs mehr in einem unangemessenen und überspannten institutionellen Patriarchalismus, sondern in dem Dilemma zwischen den natürlichen Formen der familiären Autorität und den abstrakten Herrschaftsformen der unverhüllt und durchgängig bürokratisierten Gesamtgesellschaft« (327). – Und weiter: »In ihrer Auswirkung wendet sich die antiautoritäre Familienideologie heute gar nicht mehr gegen den . . . Patriarchalismus und die aus der Gesamtgesellschaftsstruktur stammenden Autoritätsformen in der Familie, sondern gegen die fundamentalen natürlichen Autoritätsquellen und -verfassungen der kleinen intimen Gruppe . . . Diese dogmatisch antiautoritäre Familienideologie wird damit bewußt oder unbewußt zum Parteigänger der bürokratischen Herrschaftsgewalten und ihrer abstrakten Autorität gegen die Intimität der Familie und die natürliche Autorität der Person in ihr« (327).

20 Auch Arnold Gehlen hat auf diese Zusammenhänge hingewiesen: »Die Institutionen der modernen Gesellschaft haben sich auf das Zweckmäßige reduziert oder besser auf das, was man für zweckmäßig hält, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil unübersehbare Verhältnisse vereinfacht werden müssen, um sie zu verändern. Was beim Studium der vergangenen Kulturen, auch der antiken, so überzeugend zu uns spricht, ist das Bedeutungsvolle, nach vielen Hinsichten Symbolische der Institutionen: sie waren Mehr-Zweck-Institute, und wahrscheinlich gerade deswegen Mehr-als-Zweck-Institute. Das Wesentliche einer dauerhaften Institution ist ihre Überdeterminiertheit: sie muß nicht nur im nächsten, praktischen Sinne zweckmäßig und nützlich sein, sie muß auch ›Anknüpfungspunkt‹ und ›Verhaltens-Unterstützung‹ . . . höherer Interessen, ja den anspruchsvollsten und edelsten Motivationen noch Daseinsrecht und Realitätschancen geben; dann erfüllt sie die tiefen, vitalen, aber auch geistigen Bedürfnisse der Menschen nach Dauer, Gemeinsamkeit und Sicherheit, sie kann sogar etwas Glück erreichbar machen, wenn dieses darin besteht, im Übersichhinauswachsen nicht allein zu bleiben . . . Die Folge des Zerfalls der Gesellschaft ist der Ersatz der Institutionen durch Organisationen, die allgemeine Entthronung des Zwecksetzens und damit eine ungemene Ausdehnung der willkürlichen Usurpation von Vollmachten: jeder variiert alles in Gedanken nach Gutdünken, und wer die Macht hat, setzt seinen Einfall durch mit einer unwahrscheinlichen Wirksamkeit der Willkür, daher das Zickzack bei gesteigertem Tempo.« In: *Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*. Tübingen 1949, S. 43f.

Institution und Organisation, wenn sie nach dem Muster zweckgerichteter Apparaturen gebaut sind, brauchen wohl die Familie und deren Wertkanon für die Erziehung und Entwicklung bestimmter Tugenden und Eigenschaften, als da sind Bereitschaft, Ehrlichkeit, Redlichkeit, Fleiß usw. »Aber die Organisationen der modernen Gesellschaft verhalten sich dieser Leistung der Familie gegenüber rein ausbeuterisch.«²¹ »Ja, der Widersinn dieser Entwicklung führt geradezu da hin, daß diese Handlungen innerhalb der bürokratisch-industriellen Organisation als ausgesprochen unangemessen oder gar korrupt erscheinen und gewertet werden. Es wird immer schwieriger, sich als ›natürlicher‹ oder ›anständiger‹ Mensch im Bereiche der Wirtschaft oder Öffentlichkeit überhaupt zu behaupten . . . Auf diese Weise expropriieren die modernen Organisationen die alten Institutionen, indem sie diese vernichten oder im sozialen Gesamtgefüge in die Bedeutungs- und Funktionslosigkeit drängen, aber die in diesen kleinen Gruppen entwickelten Verhaltensweisen der Menschen eine Zeitlang auf sich zu ziehen vermögen. Die Verelendung des Menschen in der Spannung zwischen diesen beiden sozialen Horizonten des Verhaltens ist das Gesetz dieser Entwicklung, die nur mit einem Zusammenbruch dieses Verhältnisses enden kann« (154/155).

Diese Situations- und Gesellschaftsanalyse wurde vor mehr als dreißig Jahren geschrieben, und es ist erstaunlich, wieviel von ihr – trotz sozialer Tempoverschärfung – gültig geblieben ist. Bemerkenswert bleibt freilich auch, daß diejenigen, die für das Wohl und Wehe der bundesdeutschen Gesellschaft verantwortlich zeichnen, wohl um den von Schelsky beschriebenen Zustand wissen, aber keine Remedia besitzen, die Wandel, in unserem Zusammenhang: Stabilisierung der Kleingruppen und Familien, bewirken. Das ist ohne Vorwurf gesagt. Denn die hier punktuell am Beispiel der deutschen Bevölkerung aufgezeigten Erscheinungen sind nicht an Grenzen gebunden, sondern – gewiß mit Varianten – weit verbreitet innerhalb sog. fortschrittlicher Industriegesellschaften; nicht anders als die achtundsechziger Turbulenzen, die von Kalifornien ausgingen und ihren Höhepunkt an der Pariser Sorbonne fanden: Durchbruch einer neuen Bewußtseinslage.

Trotzdem sind Aufmerksamkeit und Konzentration auf die hier skizzierten Erscheinungen geboten sowie der Wille, auch die geringste Chance für das

21 Schelsky verweist hier auf die Staatsbürokratie: »Die Verläßlichkeit und Sachlichkeit der guten Beamtenschaft beruhte darauf, daß ein intimes Gruppenethos ihr Verhalten stützte. daß sich Treue- und Dienstpflichten, also person-, nicht zweckgebundene Verhaltensweisen, gegenüber der Sache entwickelten. daß die rein rational ersonnenen Organisationsschemata von persönlichen Autoritäts- und Geltungsbedürfnissen verkörpert und getragen wurden, kurz, daß sich primäre Verhaltensweisen gegenüber sekundären Objekten, persönlich-überzweckhafte Bindungen gegenüber zweckbestimmten Sachlagen der bürokratischen Ordnungen erhielten. Je mehr sich aber der Zweckcharakter der Staatsbürokratie durchsetzte und ihre Funktionäre unpersönlicher und vertauschbar wurden, um so deutlicher wurde auch für die Bürokraten ihre Tätigkeit zu einem einseitig zu Verdienstzwecken betriebenen Job« (154).

Gewinnen neuer Horizonte wahrzunehmen. Dies scheint uns freilich nur möglich zu sein, wenn der Ausbruch aus der tradierten Institutionengesellschaft durch die junge Generation zunächst einmal als der Versuch einer Selbststrettung vor dem Anspruch und Zugriff von Institutionen begriffen wird, die durch Bürokratisierung und Anonymität die menschliche Dimension in unserer Gesellschaft radikal verkürzt haben; ferner daß die heute verbreiteten Partnerschaften auf Zeit wie auch die zeitlich befristeten Ehen ein Reflex sind auf die Kurzfristigkeit der meisten sozialen Vorgänge: Es übersteigt nicht selten die Vorstellungskraft junger Menschen, eine Ehe über 40 oder 50 Jahre miteinander führen zu können. Die ständige Überreizung der Sinne, dazu Hektik und Streß erzeugen Unrast: Die Suche nach dem Glück, die wichtiger ist als das Finden und Haben, hat ihre Gründe. Verstünde man die Feststellung nicht falsch, sie müßte hier gemacht werden: Die Täter sind auch Opfer. Schließlich ist zu bedenken, daß, wenn während der letzten zwei Jahrzehnte immer wieder und verstärkt von Menschenrechten in der Öffentlichkeit gesprochen wird, eine nachwachsende Generation glaubt, diese Grundrechte sich positiv auffüllen zu können, was unweigerlich zu Fehldeutungen, Übertreibung und Anmaßung führt.

Wie gesagt, diese Entwicklung zu beenden, liegt nicht im Vermögen der Politiker, sie übersteigt deren Fähigkeiten, zumal da sie nicht an Grenzen gebunden ist. Dazu kommt der »Demonstrationseffekt«: Beispiele machen Schule. Auch er läßt sich nicht hindern. Wenn neue Trends in absehbarer Zeit eingeleitet oder ausgelöst werden, kommen sie nicht von den politischen und sozialen Großorganisationen, Verbänden oder Gruppen, sondern von Menschen und Institutionen, die anders eingebettet, gesichert und geführt werden als die vom Geist der Zeit Gezeichneten.